

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 29 (1889)

Artikel: Der arme Mann im Toggenburg
Autor: Götzingen, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

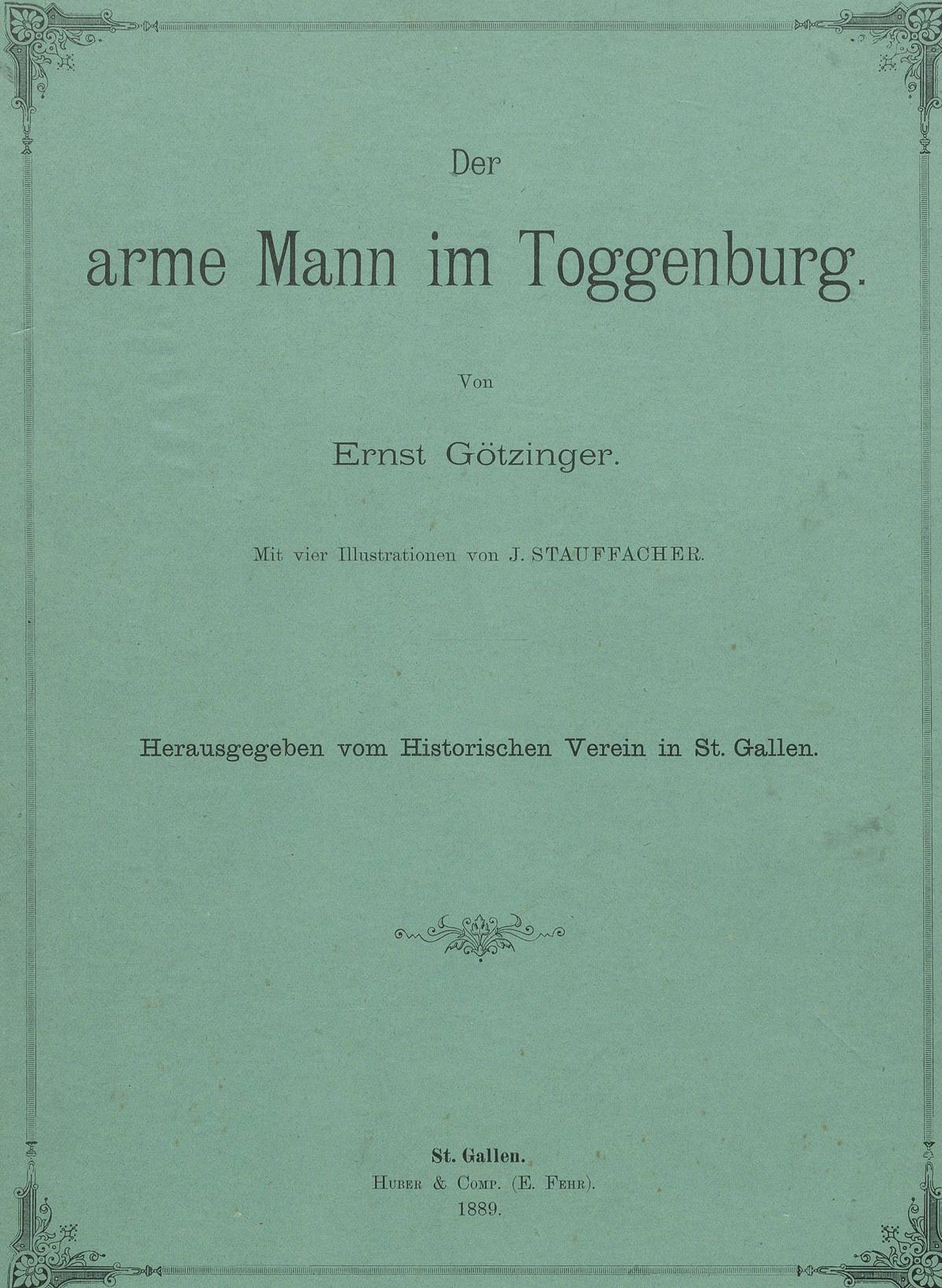
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der
arme Mann im Toggenburg.

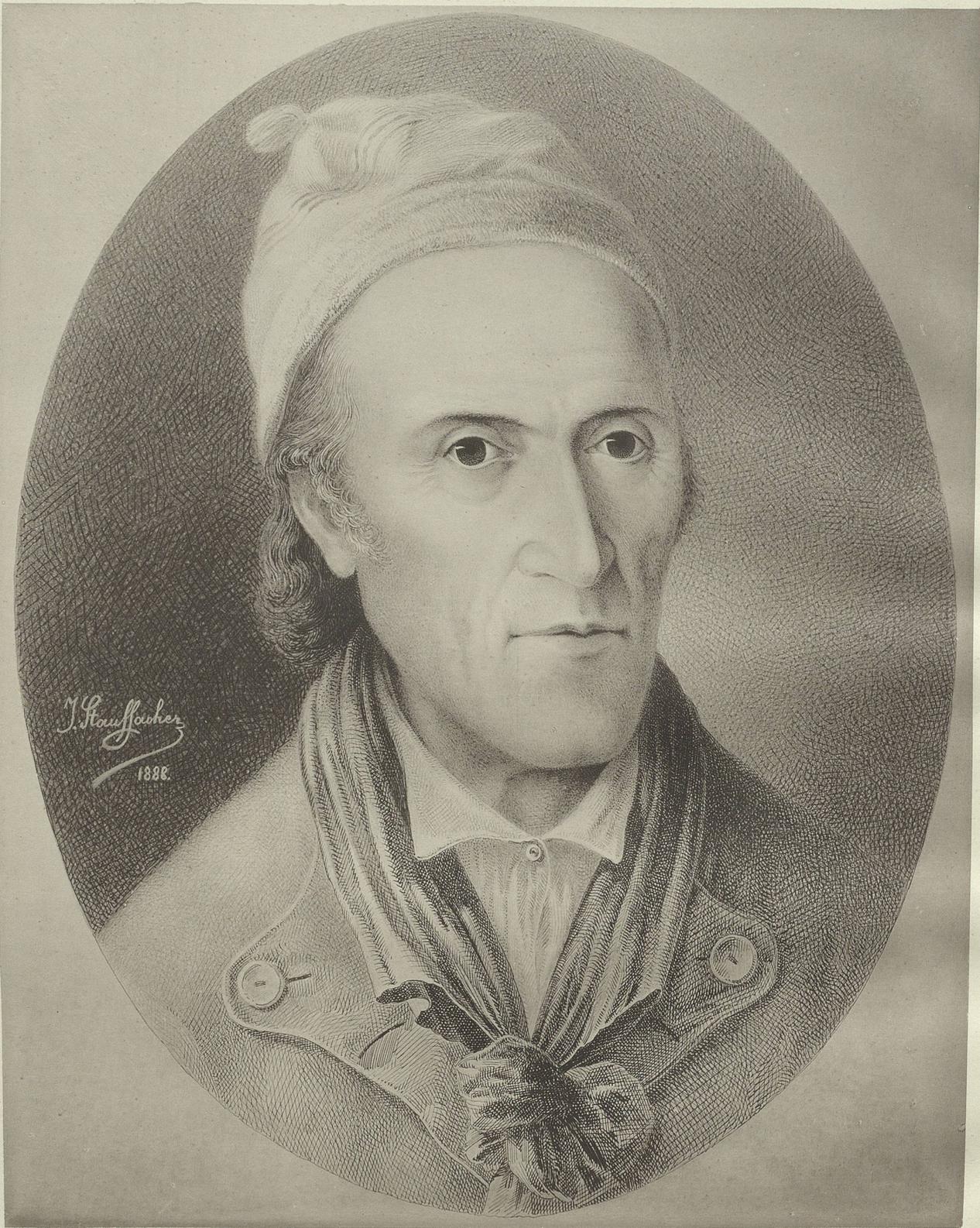
Von
Ernst Götzingen.

Mit vier Illustrationen von J. STAUFFACHER.

Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen.



St. Gallen.
HUBER & COMP. (E. FEHR).
1889.



Nach einem Gemälde gez. v. J. Stauffacher

Lichtdruck v. C. Bischof, St. Gallen.

Der arme Mann aus dem Toggenburg

Der
arme Mann im Toggenburg.

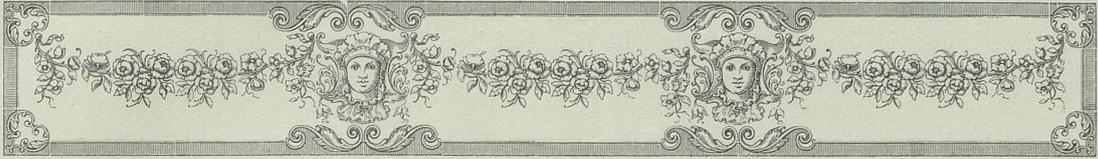
Von
Ernst Götzingen.

Mit vier Illustrationen von J. STAUFFACHER.

Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen.



St. Gallen.
HUBER & COMP. (E. FEHR).
1889.



Etwa in doppelter Kirchturmhöhe über der Talsohle des mittleren Toggenburgs, auf der linken Bergseite wenig abwärts gegenüber Kappel, aber auf dem Boden der Gemeinde Wattwil, liegt auf haldiger, von Wald umsäumter Bergwiese der aus bloss zwei Häusern bestehende Weiler Näbis oder Näppis. Das obere Haus, ohne Zweifel hohen Alters, schaut mit seiner wettergebräunten Firstseite, in welche, der Not der Zeit gehorchend, ein neuerer Besitzer ein Stickleokal eingefügt hat, noch heute hinunter in das von Hütten und Häusern besäte Wiesengelände der Tur. „Die aufgehende Sonne strahlet gerade in die Fenster.“ Unser Bild zeigt die Südseite mit dem kräftigen Giebel, dem niedern Hauseingang und den mancherlei Merkmalen ländlicher Häuslichkeit.

Hier wurde am 22. December 1735 Ulrich Bräker geboren, nach dem Namen seines Geburtsortes Näbis Uli genannt, er selber aber pflegte sich später den „armen Mann im Toggenburg“ zu nennen.

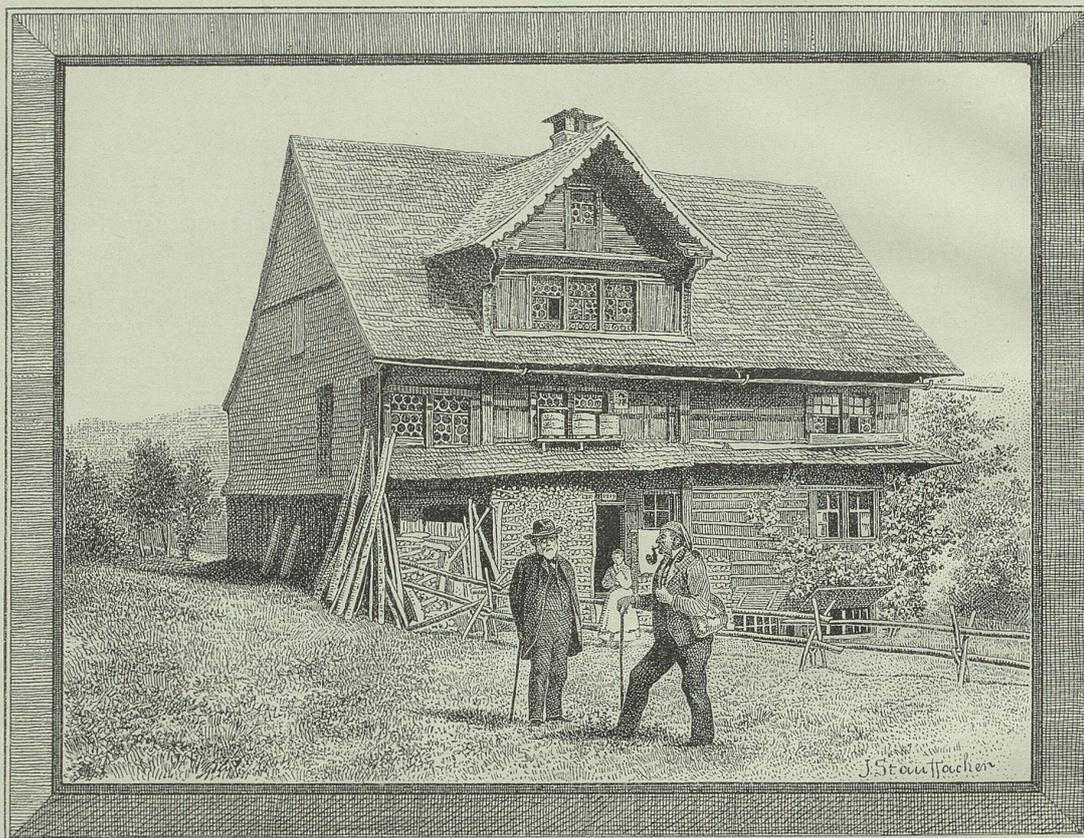
Denn arm ist er geboren, arm ist er geblieben und arm ist er von hinnen geschieden. „Mein Vater war seine Tage ein armer Mann, auch meine ganze Freundschaft hatte keinen reichen Mann aufzuweisen. Auch der Grossvater und dessen Vater waren arme Leute, die sich kümmerlich nähren mussten. Mein Vater erbte keinen Pfennig, Not drückte ihn sein Lebenlang und nicht selten seufzte er über seiner kleinen Schuldenlast. Aber, ihrer Armut ungeachtet, galt jeder aus dieser Verwandtschaft als ein braver Biedermann; keiner, der sich nicht ehrlich und redlich in der Welt nährte; keiner, der betteln gieng.“

Der Vater Hans Bräker, genannt Näbis Hans, war ein hitziger Mann, voll warmen Blutes, das auch auf seinen Erstgeborenen übergieng und ihm ein feuriges Temperament verlieh. Das Kind sei bei der Geburt ein armes elendes Geschöpf gewesen, nichts als kleine Beinchen, mit einem verschrumpften Häutchen überzogen, und doch habe es Tag und Nacht ein grässliches Zettergeschrei erhoben, das man bis ins Holz hören konnte. Dass Uli in seinen ersten Lebensjahren wohl ein wenig verzärtelt worden sei, glaubte er sich später zu erinnern; doch wollte der Vater schon früh genug mit der Rute helfen, gegen welche Mutter und Grossmutter das Kind in Schutz nahmen. Der Vater war wenig daheim, er brannte hie und da im Land und an benachbarten Orten Salpeter. Wenn ihm dann bei der Heimkehr die Mutter durch die Wiese entgegenkam, das Kind auf dem Arm, fieng das Kind ein Mordiogeschrei an, weil der Vater es rauh anzufahren pflegte, wenn es nicht zu ihm wollte.

Um diese Zeit waren alle Lebensmittel wohlfeil, aber wenig Verdienst im Lande. Zu Ende der Dreissigerjahre wurde in Wattwil das Baumwollspinnen eingeführt, und die Bräkerin

im Nabis war eine der ersten, die Lötligarn gesponnen; ein Nachbar trug es an den Zürchersee, wo diese Industrie damals aufblühte. In der gleichen Zeit sind in der Gegend die ersten Erdäpfel gepflanzt worden.

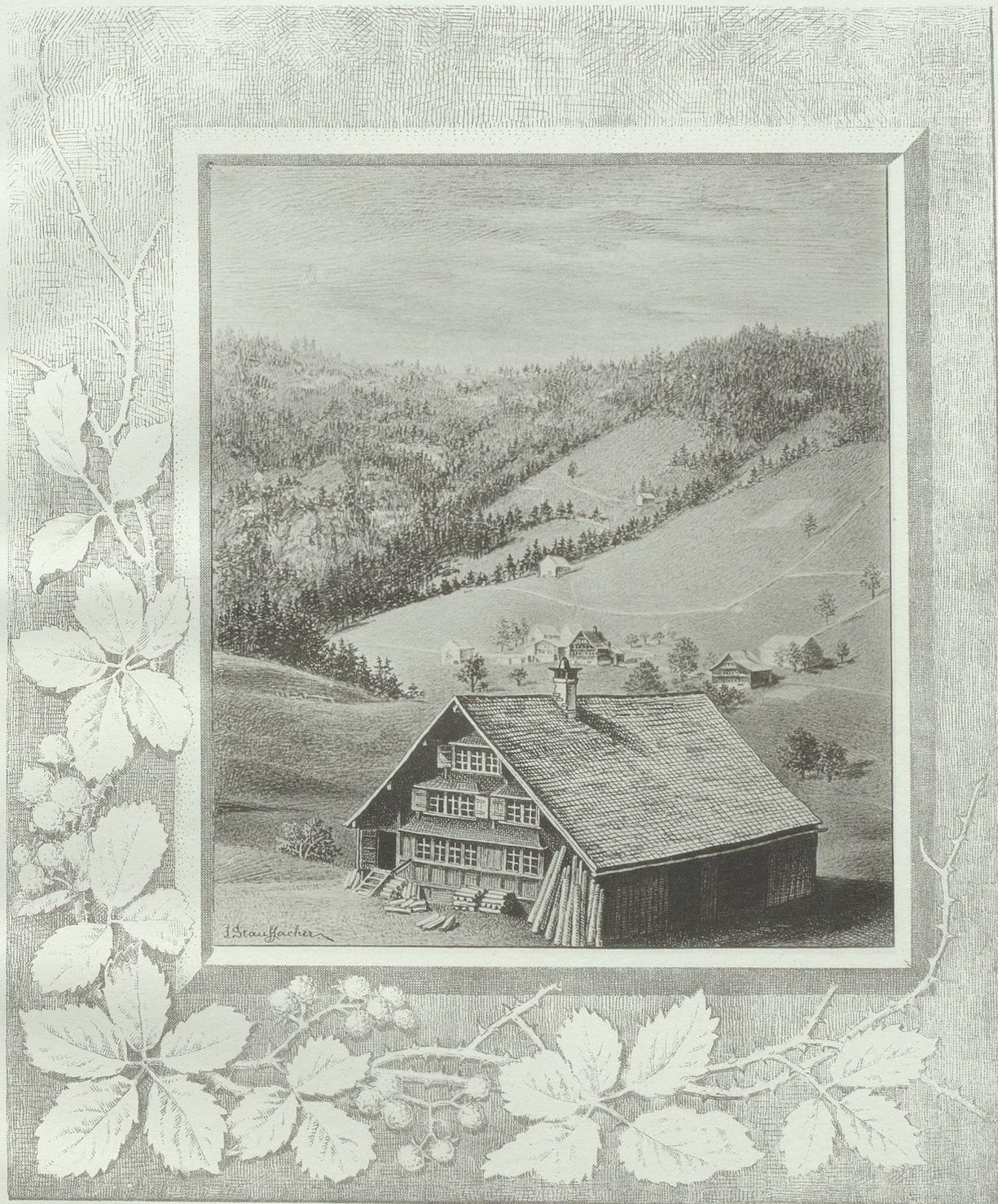
Nichtsdestoweniger veräusserte Vater Bräker das Gütchen im Nabis und kaufte im Jahr 1741 das grosse Gut Dreischlatt (für 8 Kühe Sömmer- und Winterung) in der Gemeinde Krinau. Er sah, wie er sagte, dass ihn eine grosse Haushaltung anfalle, und er war besorgt, dass er



Geburtshaus im Nabis.

für viele Kinder Platz und Arbeit genug hätte und dass er sie in dieser Einöde nach seinem Willen erziehen könnte, wo sie vor der Verführung der Welt sicher wären.

Ja, als eine Einöde erscheint es uns heute noch, das Gut Dreischlatt, wohin die Familie jetzt mit Sack und Pack zügelte: voran der Grossätti als Senn, unser sechsjähriger Uli den Kühen nachjagend, der jüngste Bruder in einem Korb getragen, die andern zwei Kinder mit Mutter und Grossmutter hintennach, der Vater mit dem übrigen Plunder den Zug beschliessend. Dreischlatt liegt fast zuhinterst in einem der zahlreichen, von Westen her ins Turtal einmündenden Nebentäler, und zwar in demjenigen, das einerseits vom Krinauertal und andererseits von dem zu Wattwil-Kappel gehörenden Steintal eingeschlossen wird. Hinüber nach Krinau ist zwar der Weg nur kurz, aber das Gut selber liegt schattenhalb, nicht wo die Welt auf-



gez. v. J. Stauffacher

Lichtdruck v. C. Bischof, St. Gallen

DREISCHLATT

hört, aber hart unter den steilen, gäichen Wiesen, Alpen, Gehölzen, Felswänden, die von der Kreuzegg herab ins enge Tal abfallen. „Ein wilder, einöder Ort, zuhinterst an den Alpen Schwämme, Kreuzegg und Aueralp, so hat er es später selbst beschrieben; vorzeiten war's eine Sennweid. Hier giebt's immer kurzen Sommer und langen Winter, während letzterm meist ungeheuren Schnee, der oft noch im Mai ein paar Klafter tief liegt. In den kürzesten Tagen hatten wir die Sonn nur fünf Viertelstunden. Dort entsteht der Rotenbach. Wenn's im Dreischlatt stürmt, so stürmt es recht. Wir hatten eine gute, nicht gähe Wiese von 40—50 Klafter Heu und eine grasreiche Weide. Holz und Stroh giebt's genug. Hinterm Haus ist ein Sonnenrain, wo's den Schnee wegbläst, der hingegen an einem Schattenrain vor dem Haus — der Sonne halber ist das Haus mit seiner Giebelseite bergwärts gestellt — im Frühjahr oft noch liegen bleibt, wenn's an jenem schon Gras und Schmalzblumen hat. Am frühesten und am spätesten Ort auf dem Gut trifft's wohl vier Wochen an.“

Doch blühte hier dem Vater wenig Glück. „Er wollte doch das Salpetersieden nicht aufgeben und dachte damit wenigstens etwas zur Abherrschung der Zinse zu verdienen. Aber so ein Gut wie der Dreischlatt braucht Händ und Armschmalz. Wir Kinder waren noch wie für nichts zu rechnen, der Grossätti hatte mit dem Vieh und die Mutter genug im Haus zu tun. Es mussten also ein Knecht und eine Magd gedungen werden; die taten, was sie wollten. Die Mutter war ein gutherziges Weib, nicht gewohnt, jemand mit Strenge zur Arbeit anzuhalten. Es musste allerhand Milch- und Werkgeschirr eingekauft werden und, da man viel Weide zu Wiesen schlug, auch Heu und Stroh, um mehr Mist zu machen. Im Winter hatten wir allemal zu wenig Futter — oder zu viel fressende Waar. Man musst immer mehr Geld entlehnen. Die Zinse häuften sich, und die Kinder wurden grösser, Knecht und Magd feisst und der Vater mager. Da merkte er endlich, dass so die Wirtschaft nicht gehen könne. Er änderte sie also und gab das Salpetersieden auf, blieb daheim, führte das Gesind selber zur Arbeit an und war allenthalben der erste. Ich weiss nicht, ob er auf einmal gar zu streng angefangen oder ob Knecht und Magd sonst zu meisterlos geworden: kurz, sie jahrten aus (hielten ihr Dienstjahr aus) und liefen davon. Um die gleiche Zeit wurde der Grossätti krank und starb zum Leidwesen des ganzen Hauses; es schien, als ob der alte Näbis Joggele einen guten Teil vom Hausfrieden mit sich unter den Boden genommen hätte. Aus Verdruss gieng der Vater wieder dem Salpetersieden nach und übergab die Wirtschaft einem Bruder als Knecht. Das gieng aber auch nicht, der Unfriede nistete sich tiefer ein, die Grossmutter lief davon. Währenddem vermehrte sich der Hausstand, es kam alle zwei Jahre geflissentlich ein Kind: Tischgänger genug, aber darum noch keine Arbeiter. Mit dem Vieh war der Vater nie recht glücklich, es gab immer etwas krankes; er meinte, die starken Kräuter auf unserer Weid seien nicht wenig Schuld daran. Der Zins überstieg alle Jahr die Losung. Wir reuteten viel Wald aus, um mehr Mattland und Geld von dem Holz zu bekommen, und doch kamen wir je länger je tiefer in Schulden und mussten immer aus einem Sack in den andern schleufen.“

Das sind die äussern Verhältnisse, unter denen unser junger Held zu seinen Jahren kam: wenig Ordnung, viel Not und Zwist, wenig Sonnenschein, harte Arbeit. Im Winter sollte er die Schule besuchen, aber die dauerte zu Krinau nur zehn Wochen, von denen wegen tiefem Schnee noch etliche abgiengen. „Doch konnte man mich, erzählt er, schon zu allerlei Nützlichem brauchen. Wir sollten anfangen Winterszeit etwas zu verdienen. Mein Vater probierte aller Gattung Gespunst: Flachs, Hanf, Seide, Wolle, Baumwolle, auch lehrte er uns letztere kämbeln, Strumpfsticken u. dgl. Aber keins warf damals viel Lohn ab. Man schmälerte uns den Tisch, meist Milch und Milch, liess uns lumpen und lempen, um zu sparen. Bis in mein

sechzehntes Jahr gieng ich selten, und im Sommer barfuss in meinem Zwilchröcklin zur Kirche.“

Doch waren es überhaupt nicht Kirche und Schule, auch nicht Handfertigkeit und andere Fertigkeiten, was dem Knaben seine Bahn vorschrieb, sondern ein überaus lebendiger, aber träumerischer Hang zur Beschaulichkeit, zur Beobachtung und zum Genuss der Natur, ein Innenleben mehr als ein Aussenleben. „Wenn mich der Vater nur mit lang anhaltender oder strenger Arbeit verschonte oder ich eine Weile davonlaufen konnte, so war mir alles recht. Im Sommer sprang ich in die Wiese und an den Bächen herum, riss Kräuter und Blumen ab und machte Sträusse, dann durch alles Gebüsch den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume und suchte Nester.“

Dieser frühe Hang zum Umgang mit der Natur wurde nun besonders dadurch gefördert, dass der Vater den Knaben zum Geissbuben machte, gegen den Willen der Mutter, die für den Buben Angst und Sorge ausstand. Uli selber war übergücklich. „Im Kohlwald, sagte er sich, da bist du frei, da wird dir der Vater nicht immer pfeifen und dich von einer Arbeit zur andern jagen. Anfangs zählte die Herde 30 Stück Geissen, im dritten Jahr über 100 Köpfe, dem Geissbub immer lieber und er ihnen. Im Herbst und Frühling fuhren wir auf die benachbarten Berge, oft bis zwei Stunden weit, im Sommer hingegen durft ich nirgends hüten als im Kohlwald, eine mehr als Stund weite Wüstenei, wo kein recht Stück Vieh weiden kann. Alle Tag hütete ich an einem andern Ort, bald sonnen- bald schattenhalb. Zu Mittag ass ich mein Brötlein und was mir sonst etwa die Mutter verstohlen mitgab. Auch hatt ich meine eigne Geiss, an der ich sog. Die Geissaugen waren meine Uhr. Welche Lust bei angenehmen Sommertagen über die Hügel fahren, durch Schattenwälder streichen, durchs Gebüsch Eichhörnchen jagen und Vogelnester ausnehmen! Ich ass mein Mittagsbrot, sog mein Geisschen, badete im spiegelhellen Wasser und spielte mit den jungen Gitzen. Immer hatt ich einen Gertel bei mir und fällte junge Tännchen, Weiden oder Ilmen (Ulmen). Dann kamen meine Geissen haufenweis und kafelten das Laub ab. Wenn ich ihnen leck leck! rufte, dann giengs gar im Galopp und wurd ich von ihnen wie eingemauert. Alles Laub und Kräuter, die sie frassen, kostete ich auch. — Und welch Vergnügen machte mir nicht jeder Tag, jeder neue Morgen, wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen ich mit meiner Herde entgegenstieg, dann jenen haldigen Buchenwald, und endlich die Wiesen und Waidplätze beschien. Tausendmal denk ich dran, und oft dünkts mich, die Sonne scheine jetzt nicht mehr so schön. Wann dann alle anliegenden Gebüsch von jubilierenden Vögeln ertönt und dieselben um mich her hüpfen — o! was fühlt ich da! — Ha, ich weiss es nicht! — Halt süsse süsse Lust! Da sang und trillerte ich dann mit, bis ich heiser ward. Ein andermal spürte ich diesen jungen Waldbürgern durch alle Stauden nach, ergötzte mich an ihrem hübschen Gefieder und wünschte, dass sie nur halb so zahm wären wie meine Geissen, beguckte ihre Jungen und ihre Eier und erstaunte über den wundervollen Bau ihrer Nester. Oft fand ich deren in der Erde, im Moos, im Farn, unter alten Stöcken, in den dicksten Dörnen, in Felsritzen, in hohlen Tannen oder Buchen, oft hoch im Gipfel, zuäusserst auf einem Ast. Es war mir eine Wonne und fast mein einziger Sinn und Denken, alle Tage gewiss einmal nach allen zu sehen, wie die Jungen wuchsen, wie das Gefieder zunahm, wie die Alten sie fütterten. — Geissen hatte ich von allen Farben, grosse und kleine, kurz- und langhaarige, bös- und gutgeartete. Alle Tage rufft ich sie zwei- bis dreimal zusammen und überzählte sie, ob ich's voll habe. Ich hatte sie gewöhnt, dass sie auf mein Zub, Zub! Leck, Leck! aus allen Büschen hergesprungen kamen. Einige liebten mich sonderbar und giengen den ganzen Tag nie einen Büchenschuss weit von mir, und wenn ich mich verbarg, fiengen sie alle ein Zettergeschrei an. Von meinem

„Dugglöörl“ (so hiess ich meine Mittagsgeiss), konnt ich mich nur mit List entfernen, das war ganz mein Eigen. Wo ich mich setzte oder legte, stellte es sich über mich hin und war gleich parat zum Saugen oder Melken, und doch musst ich's in der besten Sommerszeit oft noch ganz voll heimführen. Andremal melkt ich's einem Köhler, bei dem ich manche liebe Stund zubrachte, wenn er Holz schrotete oder Kohlhaufen brannte.“

„Nicht dass lauter Lust beim Hirtenleben wäre. — Nein, da giebts Beschwerden genug. Für mich wars lang die empfindlichste, des Morgens so früh mein warmes Bettlin zu verlassen und bloss und barfuss ins kalte Feld zu marschieren, wenn's zumal einen baumstarken Reifen hatte oder ein dicker Nebel über die Berge herabhieng. Wenn dann dieser gar so hoch gieng, dass ich ihm mit meiner bergansteigenden Herde das Feld nicht abgewinnen und keine Sonn erreichen konnte, verwünscht ich ihn in Aegypten hinein und eilte was ich eilen konnte, aus dieser Finsternis wieder in ein Tälchen hinab. Erhielt ich hingegen den Sieg und gewann die Sonn und den hellen Himmel über mir, und das grosse Weltmeer von Nebeln, und hie und da einen hervorragenden Berg, wie eine Insel, unter meine Füsse — was das dann für ein Stolz und eine Lust war! Da verliess ich den ganzen Tag die Berge nicht, und mein Aug konnte sich nie satt schauen, wie die Sonnenstrahlen auf diesem Ocean spielten und Wogen von Dünsten in den seltsamsten Figuren sich darauf herumtaumelten, bis sie gegen Abend mich wieder zu übersteigen drohten. Dann wünscht ich mir Jakobs Leiter; aber umsonst, ich musste fort. Ich ward traurig, und alles stimmte in meine Trauer ein. Einsame Vögel flatterten matt und missmutig über mir her, und die grossen Herbstfliegen sumsten mir so melancholisch um die Ohren, dass ich weinen musste. Dann fror ich fast noch mehr als am frühen Morgen und empfand Schmerzen an den Füssen, obgleich diese so hart als Sohlleder waren.“

„Im Kohlwald war eine Buche gerade über einem mehr als turmhohen Fels herausgewachsen, so dass ich über ihren Stamm wie über einen Steg passieren und in eine grässlich finstre Tiefe hinabgucken konnte. Wo die Äste angiengen, stund sie wieder geradauf. In dieses seltsame Nest bin ich oft gestiegen und hatte meine grösste Lust daran, so in den fürchterlichen Abgrund zu schauen und zu sehn, wie ein Bächlein neben mir herunterstürzte und sich in Staub zermalnte. Aber einst schwebte mir diese Gegend im Traume so schauerhaft vor, dass ich von da an nicht mehr hingieng. — Ein andermal befand ich mich mit meinen Geissen jenseits der Aeralp, auf der Dürrwälder Seite gegen dem Rotenstein. Ein Junges hatte sich zwischen zween Felsen verstiegen und liess eine jämmerliche Melodie von sich hören. Ich kletterte nach, um ihm zu helfen. Es gieng so eng und gäh und zick zack zwischen Klippen durch, dass ich weder obsich noch nidsich sehen konnte und oft auf allen Vieren kriechen musste. Endlich verstieg ich mich gänzlich. Über mir stund ein unerklimbarer Fels; unter mir schiens fast senkrecht — ich weiss selbst nicht wie weit hinab. Ich fieng an rufen und beten, so laut ich konnte. Zwei Menschen hörten mich zwar in einer kleinen Entfernung, aber sie spotteten meiner und giengen ihre Strasse. Endlich entschloss ich mich, das äusserste zu wagen und lieber mit Eins des Todes zu sein. Ich schrie zu Gott in Angst und Not, liess mich auf den Bauch nieder, meine Händ obsich verspreitet, dass ich mich an dem kahlen Fels so gut wie möglich anklammern könne. Aber ich war todmüd, fuhr wie ein Pfeil hinunter — zum Glück wars nicht so hoch, als ich im Schrecken glaubte — und blieb wunderbar ebenrecht in einem Schlund stecken, wo ich mich wieder halten konnte. Freilich hatt ich Haut und Kleider zerrissen und blutete an Händen und Füssen. Mein Geisschen mag sich auch durch einen Sprung gerettet haben, einmal ich fands schon wieder bei den übrigen. — Viel andre mal, wenn's durch die Felsen gieng, liefen die Tiere ob mir weg und rollten grosse

Stein herab, die mir hart an den Ohren vorbeipfiffen. Oft stieg ich einem Welschtraubenknöpfli, Frauenschühlin oder andern Blümchen über Klippen nach, dass es eine halsbrechende Arbeit war. — Wieder zündete ich grosse, halbverdorrte Tannen von unten an, die bisweilen acht bis zehen Tag an einander fortbrannten, bis sie fielen. Alle Morgen und Abend sah ich dann nach, wie's mit ihnen stund. Einst hätte mich eine maustot schlagen können: denn indem ich meine Geissen forttrieb, dass sie nicht getroffen würden, krachte sie hart an mir in Stücken zusammen. — So viele Gefahren drohten mir während meinem Hirtenstand mehrmal, Leibs und Lebens verlurstig (!) zu werden, ohne dass ich's viel achtete, oder doch alles bald wieder vergass, und leider damals nie daran dachte, dass du allein es warst, mein unendlich guter himmlischer Vater und Erhalter, der in den Winkeln einöder Wüste die Raben nährt und auch Sorge für *mein* junges Leben trug.“

Bis dahin war unser Uli mit seinen Geissen gänzlich sich selber überlassen gewesen. Der Entschluss einiger Nachbarn, auch Geissen zuzutun, brachte ihm Kameradschaft, aber schlimme und zu bösem Beispiel. Leidenschaften wurden in ihm rege gemacht, die er noch selbst nicht kannte, und die vorige Fröhlichkeit und Gemütsruhe verschwand. Er suchte Trost und Hilfe in einem Büchlein, das er bei sich trug. Er betete, rang die Hände, sah zum Himmel, bis ihm die hellen Tränen über die Backen rollten. Er versagte sich alle Arten von Freuden und hatte z. B. lang einen ernstlichen Kampf mit sich selber wegen einem Distelfink, der ihm sehr lieb war, ob er ihn weggeben oder behalten sollte? Bald kam ihm die Fromkeit (!), wie er sich solche damals vorstellte, als ein unersteiglicher Berg, bald wieder federleicht vor. Bisweilen fieng er wieder an zu jauchzen und zu jolen und trollte aufs neue sorglos über alle Berge. — Indessen wurde der Kohlwald — er gehörte dem Kloster zu Wattwil — von den immer zunehmenden Geissen übertrieben, die Rosse, die man auf den fettern Grasplätzen weiden liess, bisweilen von den Geissenbuben verfolgt und gesprengt; es gab schwere Händel, und das Hüten im Kohlwald wurde gänzlich verboten. Uli hütete darauf noch eine Weile auf dem Gute Dreischlatt. Dann löste ihn sein Bruder ab, und so nahm sein Hirtenstand ein Ende.

„Nun hiess es: Eingespannt in den Karren mit dem Buben, ins Joch! — er ist gross genug! — Wirklich tummelte mich mein Vater meisterlich herum, in Holz und Feld sollt ich ihm statt eines vollkommenen Knechtes dienen. Die mehrern Mal überlud er mich; ich hatte die Kräfte noch nicht, die er mir nach meiner Grösse zutraute, und doch wollt ich dann stark sein und keine schwere Bürde liegen lassen. In Gesellschaft von ihm oder mit den Tagelöhnern arbeitete ich gern; aber sobald er mich allein an ein Geschäft schickte, war ich faul und lässig, staunte Himmel und Erde an und hieng, ich weiss selbst nicht mehr was vor allerlei Gedanken und Grillen nach; das freie Geissenbubenleben hatte mich verwöhnt.“ Da vermehrten sich denn die Kämpfe in seinem Innern, er dachte wohl ans Davonlaufen, um so mehr, „als der Vater, der immer mehr in Schulden geriet, auch allerlei Phantasieen nachgrübelte, sein Heil in der Offenbarung Johannis oder in seltsamen mystischen Traktätlein suchte, von einer Flucht, vom Auszug aus Babel, von einer Wanderung ins gelobte Land, vom Neufundenland, Carolina, Pensylvani und Virgini sprach. Da spitzt ich dann die Ohren wie ein Has! Ein gedrucktes Blatt, das Nachrichten aus jenen Gegenden enthielt, las ich wohl hundertmal, mein Herz hüpfte mir im Leib beim Gedanken an dies herrliche Canaan. Dabei nahm mein unruhiges Wesen sichtbarlich zu, und was das Schlimmste war, ich hatte das Herz nie, dem Pfarrer oder auch nur dem Vater hievon das Mindeste zu offenbaren.“

Immerhin gereichte es dem Jüngling zu grosser Beruhigung, als er mit 17 Jahren zum Pfarrer von Krinau in die Unterweisung kam. Zwei Jahre darauf war dem Vater, dessen

Familie auf acht Kinder angewachsen war, Dreischlatt gänzlich verleidet. Er entschloss sich, alle seine Habe seinen Gläubigern auf Gnad und Ungnad zu übergeben; zwar erklärten diese, dass es so gar schlimm gar nicht stehe, ja sie forderten den geplagten Mann auf, guten Mutes zu sein, sich tapfer zu wehren und seine Wirtschaft nur so emsig zu treiben wie bisher; aber er liess sich auf die Länge nicht halten. Im Jahr 1754 — unser Uli stand im 19. Lebensjahre — mitten im Merz, zog die ganze Familie mit Sack und Pack aus dem Dreischlatt weg, sagte dem wilden Ort auf ewig gute Nacht und bezog auf der Steig zu Wattwil, gerade beim Einfluss jenes Dreischlatter Rotbaches in die Tur, ein Gütlein, das der Vater zu Lehen empfieng, mit einer schönen Aussicht das Tal hinauf, aber das Haus war eine dunkle, schwarze, wurmstichige Rauchhütte.

Was Näbis Uli auf Dreischlatt erlebt und erlitten hatte, bedeutete für ihn eine grosse, tiefe, bleibende Herzenserfahrung, als deren Pole *Jugend* und *Natur* zu nennen sein möchten; beides hatte er voll und ganz durchgelebt, empfunden, genossen, wie es seine Art war, sein Temperament, die Mischung seines Blutes; jetzt sollten Erfahrungen anderer Art an ihn herantreten.

„Uli, sagte eines Tages der Vater, Uli, unsre Haushaltung ist überladen — ich hab kein Vermögen — keins von euch kann noch sicher sein Brod gewinnen — du bist das Älteste. Was willst du nun anfangen? In der Stube hocken und mit der Baumwolle hantieren, seh ich wohl, magst du nicht. Du wirst müssen tagmen (um Taglohn als Knecht arbeiten).“ — „Was du willst, mein Vater, antwortete Uli, nur ja nicht ofenbruten.“ — Sie waren bald einig. Uli kam als Knecht zum Schlossweibel. Lassen wir ihn wieder selber reden.

„Der Schlossweibel hatte ein bluthübsches Töchterlein, aber scheu wie ein Hase. Es war mir eine Freude, wenn ich sie sah, ohne zu wissen warum? — So hatte einer der Nachbarn eine Stieftochter, Ännchen, die konnt ich alle Sonntage sehn. Allemal winselt es mir ein wenig ums Herzgrübchen, ich wusste wieder nicht warum? denk aber wohl, weils mich so hübsch dünkte: einmal an etwas anderes kam mir gewiss nicht der Sinn. An den gedachten Sonntagen zu Abend machten wir — denn es gab da junger Bursche genug — mit einander Buntreihen, Kettenschleufen, Habersieden, Schühle verbergen u. s. f. Ich war wie in einer neuen Welt, nicht mehr ein Eremit wie in Dreischlatt. Nun merkt ich zwar, dass mich Ännchen wohl leiden mocht, dacht indessen, sie würd sonst schon ihre Liebsten haben. Einst aber hatte meine Mutter die Schwachheit, mir, und zwar als wenn sie stolz drauf wäre, zu sagen: Ännchen sehe mich gern. Dieser Bericht rannte mir wie ein Feuer durch alle Glieder. Indessen tat ich wohl nicht dergleichen, aber meine innere Freud war nur desto grösser, dass man mir jetzt selbst die Tür aufgetan, unter das junge lustige Volk zu wandeln. Von dieser Zeit an, versteht sich, schnitt ich bei allen Anlässen Ännchen ein entschieden freundlich Gesichtgen; aber dass ich ihr mit Worten etwas von Liebe sagen durfte — o um aller Welt Gut willen hätt ich dazu nicht Herz gehabt.“

Als aber Uli einmal Erlaubnis erhielt, nach Lichtensteig auf den Pfingstjahrmarkt zu gehn, da machte sich Ännchen an ihn und forderte ihn auf, sie ins Wirtshaus zu führen. Er tats mit Zittern und Beben, und erst nachdem er ihr gestanden, dass er kein Geld habe, worauf sie ihm das Nötige in die Hand drückte.

„Inzwischen ward diese Liebesgeschichte, die ich doch gern vor mir selber verborgen hätte, bald überall laut. Die ganze Nachbarschaft gaffte mir, wo ich stund und gieng, ins Gesicht, als ob ich ein Eisländer wäre: „Ha, ha, Uli, hiess es dann etwa, du hast die Kindschuh auch verheit!“ Meine Eltern wurden's ebenfalls inne. Die Mutter lächelte dazu, aber der Vater blickte mich desto trüber an, doch liess er sich kein Wörtchen verlauten, als ob

er wirklich in meinem Busen Unrat lese. Das war nur desto peiniger für mich. Ich gieng indessen überall umher, wie der Schatten an der Wand, und wünschte oft, dass ich Ännchen nie mit einem Aug gesehen hätte.“

Da trat im Herbst 1755 ein Ereignis an den Zwanzigjährigen heran, das seine ununterbrochene Herzensangelegenheit und was sonst ihn beschäftigte — den Dienst beim Schlossweibel hatte er quittiert —, Pulvermachen, Salpetersieden, Baumwollenkämmen, über den Haufen warf. Uli wurde Soldat unter dem grossen Preussenkönig. Es sind keine Grosstaten, die er da verrichtete, im Gegenteil! aber für ihn persönlich war es auch eine Lebenserfahrung, deren Spuren er wie Jugend und Liebe in seinen Lebensaufzeichnungen hinterlassen hat.

„Es war im Herbst, erzählt er, als ich eines Tages meinem Vater eine hübsche Buche im Wald fällen half. Ein Schwellbrunner, Rechen- und Gabelmacher seines Berufes, war uns auch dabei behilflich und kaufte uns nachwärts das schönste davon ab. Unter allerhand Gesprächen kams auch auf mich. „Ei ei, Hans, sagte der Mann, du hast da einen ganzen Haufen Buben. Was willst auch mit allen anfangen? Hast doch kein Gut, und kann keiner kein Handwerk. Schad, dass du nicht die grössten in die Welt naus schickst. Da könnten sie ihr Glück gewiss machen. Siehst's ja an des Hans Joggelis seinen: die haben im Welsch-Berngebiet gleich Dienst gefunden, sind noch kaum ein Jahr fort und kommen schon wie ganze Herren neumontiert, mit goldbordierte Hüten heim, sich zu zeigen, und würden um kein Geld mehr hie zu Land bleiben.“ „Ha, sagte mein Vater, aber meine Buben sind dazu viel zu läppisch und ungeschickt; des Hans Joggelis hingegen witzig und wohlgeschult; können lesen, schreiben, singen und geigen. Meine sind pur lauter Narren in Vergleichung; sie stehen, wo man's stellt und tun's Maul auf.“ „Behüte Gott, musst das nicht sagen, Hans! Sie wären gewiss wohl zu brauchen, sonderlich der grosse da ist wohl gewachsen, kann ja auch lesen und schreiben und ist sicher kein Stockfisch — seh's ihm wohl an. Potz Wetter, wenn der recht getummelt wird, das gäb ein Kerl! Würdst die Augen aufsperrn! Hans, ich will dir Mann dafür sein, dass er nach Jahr und Tag heimkommt, gestiefelt und gespornt, und Geld hat wie Hünd, dass es dir ein Ehr und Freud sein soll.“ Während diesem Gespräch sperrte ich Maul und Augen auf, guckte dem Vater ins Gesicht, und er mir, und sprach: „Was meinst, Uli? Aber — da müsste Uli Empfehlungsschreiben haben oder sonst jemand, der ihm in den Teich hülf. Ich wollte freilich gern alle meine Kinder versorgt wissen und keinem vor dem Glücke stehn. Aber —“ „Aber? was aber? unterbrach ihn der Schwellbrunner, da lass mich dafür sorgen! es soll dich nicht einen Heller kosten, Hans! und Bürg will ich dir sein, dein Bub soll versorgt werden, dass er ein Mann, dass er ein Herr giebt. Ich kenne weit und breit angesehene Leut genug, die solche Bursche glücklich machen können.“ Mein Vater traute gegen seine Gewohnheit diesmal sehr geschwind, und von mir kam's, einige Liebesskrupel ausgenommen, wohl gar nicht in die Frage. Es ward also Tag und Stund abgeredet, wo ich mit Laurenz verreisen sollte, ohne weiter einem Menschen ein Wort davon zu sagen: denn es mache nur unnötigen Lerm, sagte mein Führer!“

„Gute Nacht, Welt! ich geh ins Tirol, so hiess es bei mir. Auf den 27. Herbstmonat, Samstag Abends, wards abgeredet, den Weg in Gottes Namen unter die Füsse zu nehmen. „Wir wollen bei Nacht und Nebel fort, sagte Laurenz, es giebt sonst ein gar zu wunderfützig Gelüg, und an einem Werktag hab ich nicht Zeit. Mach dich also reisfertig. Einen guten Rock, damit ists getan. — Samstag Morgens macht ich also alles zurecht. Nun gieng's an den Abschied. Mutter und Schwestern vergossen häufige Tränen und fiengen schon um Mittag

an, mir tausendmal *Gott behüt, Gott geleit dich!* zu sagen. Mein Vater aber, ebenfalls voll Wehmut, gab mir, nebst etlichen Batzen, folgendes auf den Weg: „Uli, sprach er zu mir, du gehst fort, Uli! Ich weiss nicht wohin, und du weisst ebensowenig. Aber Laurenz ist ein gereister Mann und ich traue ihm die Redlichkeit zu, er wird irgendwo ein gutes Nest kennen, wo er dich absetzen kann. Du von deiner Seite halt dich nur redlich und brav, so wirst du, wills Gott, nicht übel fehlen. Jetzt bist du noch wie ein ungebacknes Bröcklein; gib Achtung und lass dich weisen, du bist gelehrt! Was mir am meisten Mühe macht, Uli, ist deine Jugend und dein Leichtsin. Und doch, glaub mir's, du gehst in eine verführerische Welt hinaus, wo's Hallunken und Schurken genug giebt, die auf die Unschuld solcher Buben lauern. Ich bitt dich, traue doch keinem Gesicht, bis du's kennst, und lass dich zu nichts bereden, was dich nicht recht dünkt. Bete fleissig und vergiss nie, dass, wenn ich dich schon nicht mehr sehe und höre, dein besserer Vater im Himmel in alle Winkel der Welt sieht. Du weisst ja die Bibel in- und auswendig. Sinn ihm nach und vergiss es nie, wie wohl's den frommen Leuten, die Gott liebten, gegangen ist. Denk! ein Abraham, Joseph, David! Um deiner Seelen willen, Uli, um deiner zeitlichen und ewigen Wohlfahrt willen, vergiss deines Gottes nicht.“ — So gieng noch eine kurze Weile fort. Mein Herz ward weich wie Wachs. Vor Schluchzen konnte ich nichts sagen als: „Ja, Vater, ja!“ und in meinem Inwendigen hielt es wieder: „Ja, Vater, ja!“ Endlich, nach einer kurzen Stille, sprach er: „Nun, in Gottes Namen, geh!“ — und ich: „Ja, ich will gehn!“ und: „Liebe, liebe Mutter! tu doch nicht so, es wird mir nicht gänzlich fehlen. Behüt euch Gott!“ Dann gab mir jedes die Hand, die Zähnen rollten ihnen über die feuerroten Backen. Ich musste fast ersticken. Drauf gab mir die Mutter den Reisbündel und gieng dann beiseite. Der Vater geleitete mich noch ein Stück Weges, es war schon Abenddämmerung.“

„Nun flog ich noch zu meinem Ännchen hin, das letzte Lebewohl zu sagen. Sie stand an der Thür, sah mein Reispäckgen, hüllte ihr hold gesenktes Köpfgen in ihre Schürze und schluchzte, ohne ein Wort zu sagen. Das Herz brach mir schier. Es machte mich wirklich schon wankend in meinem Vorhaben, bis ich mich wieder ein wenig erholt hatte. Da dacht ich, in Gottes Namen! es muss dann doch sein, so weh es tut. Sie führt mich in ihr Kämmerchen, zieht mich an ihren Busen, ach — ich muss einen Vorhang über diese Scene ziehen, so rein sie übrigens war. Wer nie geliebt, kanns und solls nicht wissen — und wer geliebt hat, kann sichs vorstellen. Wir liessen nicht ab, bis wir beide nass von Tränen waren und die andächtige Nonne in der Nachbarschaft Mitternacht läutete. Dann riss ich mich endlich los. Wir waren auf der Strasse nach dem Dorf, wo Laurenz mich erwartete. „Der blaue Himmel da ob uns mit allen seinen funkelnden Sternen, diese stille Mitternacht sollen Zeugen sein!“ Und sie: „Ja! ja! Hier meine Hand und mein Herz! Himmel und Erde sein Zeugen, dass du mein bist, dass ich dein bin.“ Wir kamen zu Laurenzens Haus. Ich klopfte an. Er kam. „Genug ist genug, ihr Bürschlein, sagte er; Uchel, so kämen wir ewig nicht fort. Mädlein, es ist Zeit mit dir ins Dorf zurück. Es giebt noch der Knaben mehr als genug.“ Ich bat endlich Ännchen selber, umzukehren. „Es muss, es muss doch sein!“ Dann noch einen einzigen Kuss — aber einen wie's in meinem Leben der erste und der letzte war — und ein paar Dutzend Händedrücke, und: „Leb, leb wohl! Vergiss mein nicht! nie, in Ewigkeit nicht!“ Wir giengen, sie stand still, verhüllte ihr Gesicht, und weinte überlaut. So weit wir uns noch sehen konnten, schweiten wir die Schnupftücher. Jetzt wars vorbei. Wir kamen ihr aus dem Gesicht. Ich sah wehmütig ans Siebengestirn hinauf — zwei kleine Sterne gegen Mittag sah ich, wie mir's deuchte, so nahe beisammen, als wenn sie sich küssen wollten.“

Das Reiseziel der beiden Gefährten war Schaffhausen. Sie kehrten im Gasthof zum Schiff bei der Rheinlande ein. Hier logierte ein grosser hübscher Mann, der den Jüngling freundlich anlächelte und ihn sofort an eine Säule unter ein Mass stellte. Es war ein preussischer Werbeoffizier, dem der schurkische Laurenz den Jüngling um drei Ducaten verschacherte. Uli aber, oder Ollrich, wie er nun hiess, glaubte als Bedienter angenommen worden zu sein. Sofort mass ein Schneider ihm eine Montierung an, er stand gestiefelt und gespornt, nagelfunkelneu vom Scheitel bis an die Sohlen: ein hübscher bordierter Hut, samtene Halsbinde, ein grüner Frack, weisstüchene Weste und Hosen, neue Stiefel, alles so nett angepasst, sackerlot! da bildete er sich kein kaltes Kraut ein. „Ollrich! sagte sein Herr, wenn du die Stadt auf und ab gehst, musst du hübsch gravitatisch marschieren, den Kopf recht in die Höhe, den Hut ein wenig auf's eine Ohr.“ Mit eigener Hand gürtete er mir einen Pallasch an die Seite. Ich hatte nichts zu tun, als ihn bei Tisch zu servieren, seine Kleider auszuklopfen, mit ihm spazieren zu fahren; ha! das war ein Leben für mich! Einmal, als ich, wie oft, über Rhein nach Feurtalen fuhr, sagte mir jemand: „Nun, wie gehts, Ulrich! Weissst du auch, dass dein Herr ein preussischer Offizier ist?“ — „Ja! meinetwegen, er ist ein herzoguter Herr.“ — „Ja, ja, sagte jener, wart nur, bis d'einmal in Preussen bist, da musst Soldat sein und dir den Buckel braun und blau gerben lassen. Um tausend Taler möcht ich nicht in deiner Haut stecken.“ Ich sah dem Burschen starr ins Gesicht und dachte bloss, der Kerl rede so aus Bosheit oder Neid; gieng dann geschwind nach Hause und erzählte meinem Herrn alles haarklein, worauf derselbe versetzte: „Ollrich! Ollrich! Du musst nicht so einem jeden Narren und Flegel dein Ohr geben. Ja! es ist wahr, ein preussischer Offizier bin ich — und was ist denn? — von Geburt ein polnischer Edelmann; und, damit ich dir alles auf die Nase binde, heiss ich Johann Markoni. Bisher nanntest du mich Herr Lieutenant! Aber eben dieser Grobiane wegen sollst du mich künftig Ihr Gnaden! schelten. Übrigens sei nur getrost und guten Muts, dir solls, bei Edelmanns Parole! nie fehlen, wenn du anderst ein wackerer Bursche bleibst. Soldat sollst du werden? Nein! bei meiner Seel nicht! Ich konnt dich ja haben, um ein paar schlichtige Louisdors wollte dein sauberer Landsmann dich verkaufen. Aber du warst mir dazu etwas zu kurz, von deiner Länge nimmt man noch keinen an, und ich behielt dir was besseres vor.“ Nun, dacht ich, bin ich Leibs und Guts sicher. Ha! — der gute Herr! — Er hätt mich können haben. — Die Schurken! — Ja wohl, mich verkaufen? — Der Henker lohns ihnen! — Aber komm mir mehr so einer, ich will ihm das Maul mit Erde stopfen. Ja wohl! — Was für ein vornehmer Herr muss nicht Markoni sein, und dabei so gut! Kurz, ich glaubte von nun an ihm alles wie ein Evangelium.“

Nach einiger Zeit sah sich Uli's Herr veranlasst, den Werbeplatz Schaffhausen, wo er schlechte Geschäfte gemacht hatte, mit Rottweil zu vertauschen, wo ein noch lustigeres Leben angieng, Tanz und Spiel und Jagd und Fasnacht, bis des Lieutnants beide Wachtmeister, die anderorts vergebens auf Werbung ausgegangen waren, ebenfalls mit leeren Händen heimkehrten und es nunmehr hiess: Marsch! Reisefertig nach Berlin! Es war am 15. März 1756, nicht ganz ein halbes Jahr vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges, als die drei Werbeunteroffiziere Hevel, Krüger und Labrot und die beiden Werbeopfer Kaminski und Ulrich Bräker, mit Sack und Pack, Unter- und Übergewehr von Rottweil abmarschierten, unser Held immer noch ohne Arges zu vermuten. Markoni gab ihm 20 fl. auf den Weg, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Gott bewahre dich, mein Sohn, mein lieber lieber Ollrich, auf allen deinen Wegen! In Berlin sehn wir uns bald wieder.“ Die Reise gieng über Ebingen, Obermarchtal, Ulm, Giengen, Nördlingen, Gunzenhausen, Schwabach, Nürnberg, Baiersdorf, Bay-

reuth, Berneck, Hof, Schleiz, Köstritz, Weissenfels, Halle, Zerbst, Dessau, Görzke, Wustermark, Spandau, Charlottenburg. „Wie war ich so herzlich froh, als wir endlich die grosse herrliche Stadt erreicht. Wir giengen zum Spandauer Tor ein, dann durch die melancholisch angenehme Lindenstrasse und noch ein paar Gassen durch. Da, dacht ich Einfaltspinsel, bringt man dich dein Lebtag nicht mehr weg, da wirst du dir dein Glück bauen. Dann schickst du einen Kerl mit Briefen ins Tockenburg, der muss dir dann deine Eltern und Ännchen zurückbringen. Nun bat ich meine Führer, sie sollten mich zu meinem Herrn führen. „Ei, erwiederte mir Krüger, wir wissen ja nur nicht, ob er schon angelangt ist, und noch viel minder, wo er Quartier nimmt!“ „Der Henker, sagt ich, hat er denn kein eigen Haus hier?“ Über diese Frage lachten sie sich die Haut voll. Mögen sie immer lachen, dacht ich, Markoni wird doch, wills Gott, ein eigen Haus haben.“

Das war der 8. April. Einer der Reisekameraden wies darauf unserm Landsmann ein Quartier an, wo bald ein hagerer Kerl, ein Feldweibel, eintrat und eine Soldatenmontur über den Tisch ausbreitete. „Das ist vor dich, mein Sohn! Gleich werd ich dir noch ein Commisbrot bringen.“ „Was vor mich? von wem? wozu?“ — „Ei, Deine Montierung und Traktament, Bursche! Was gilts da Fragens! Bist ja ein Rekrute.“ — „Wie? was? Rekrute? Behüte Gott, da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein! in meinem Leben nicht! Markonis Bedienter bin ich. So hab ich gedungen und anderst nicht.“ — „Und ich sag dir, du bist Soldat, Kerl! Ich steh dir dafür.“ — Darauf reihte man ihn ein ins Regiment Itzenblitz, wo er noch drei andere Landsleute, namens Schärer, Bachmann und Gästli antraf, Compagnie Lüderitz. Da hiess es oft ganze fünf Stunden lang in unsrer Montur eingeschnürt wie geschraubt stehen, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen, und das alles auf Geheiss eines Offiziers, der mit einem furiosen Gesicht und aufgehobnem Stock vor uns stund und alle Augenblicke wie unter Kabisköpfe drein zu hauen drohte. Und kamen wir dann todmüde ins Quartier, so giengs schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurecht machen, jedes Fleckgen ausmustern; denn bis auf den blauen Rock war unsre ganze Uniform weiss. Gewehr, Patrontasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles musste spiegelblank geputzt sein. Das währte so den Mai und Juni fort.“

„Indessen murmelte es immer stärker vom Kriege. In Berlin kamen von Zeit zu Zeit neue Regimenter an, wir Rekruten wurden auch unter eins gesteckt. Da giengs nun alle Tage vor die Tore zum Manövrieren, links und rechts avanzieren, attaquieren, retirieren, ploutons- und divisionsweise schargieren und was der Gott Mars sonst alles lehrte. Endlich gedieh es zur Generalrevüe. Da waren unübersehbare Felder mit Kriegsleuten bedeckt, viele tausend Zuschauer an allen Ecken und Enden. Hier stehen zwei grosse Armeen in künstlicher Schlachtordnung, schon brüllt von den Flanken das grobe Geschütz auf einander los. Sie avanzieren, kommen zum Feuer und machen ein so entsetzliches Donnern, dass man seinen nächsten Nachbar nicht hören und vor Rauch nicht mehr sehen kann. Dort versuchen etliche Bataillons ein Heckenfeuer, hier fallens einander in die Flanke, da blokieren sie Batterien, dort formieren sie ein doppeltes Kreuz. Hier marschieren sie über eine Schiffbrücke, dort hauen Kürassiers und Dragoner ein, und sprengen etliche Schwadrons Husaren von allen Farben auf einander los, dass Staubwolken über Ross und Mann emporwallen. Hier überrumpeln's ein Lager, die Avantgarde, unter denen ich zu manövrieren die Ehre hatte, bricht Zelten ab und flieht.“

„Endlich kam der erwünschte Zeitpunkt, wo es hiess: Allons, ins Feld! Schon im Heumonath marschierten etliche Regimenter von Berlin ab und kamen hinwieder andre aus Preussen und Pommern an. Jetzt mussten sich alle Beurlaubten stellen, und in der grossen Stadt

wimmelte alles von Soldaten. Dennoch wusste noch niemand eigentlich, wohin alle diese Bewegungen zielten. Ich horchte wie ein Schwein am Gatter. Einige sagten, wenn's ins Feld gehe, könnten wir neue Rekruten doch nicht mit, sondern würden unter ein Garnisonsregiment gesteckt. Das hätte mir himmelangst gemacht, aber ich glaubte es nicht. Indessen bot ich alle meine Leibs- und Seelenkräfte auf, mich bei allen Manövers als einen fertigen dapfern Soldaten zu zeigen.“

„Und nun den 21. August erst Abends spät kam die gewünschte Ordre, uns auf Morgen marschfertig zu halten. Potz Wetter, wie gieng es da her mit Putzen und Packen. Den 22. August Morgens um 3 Uhr ward Allarm geschlagen, und mit Anbruch des Tages stund unser Regiment (Isenblitz, ein herrlicher Name! Sonst nanntens die Soldaten im Scherz auch Donner und Blitz, wegen unsers Obristen gewaltiger Schärfe) in der Krausenstrasse schon Parade, jede seiner 12 Compagnien war 150 Mann stark. Jetzt wurde Marsch geschlagen. Tränen von Bürgern, Soldatenweibern flossen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, die Landskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückliessen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmut und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: Endlich Gottlob ist unsre Erlösung da!“

„Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschnallt, dann die Patronentasche über die Schulter mit einem fünf Zoll langen Riemen, über die andre Achsel der Dornister, item der Habersack mit Brod und anderer Fourage gestopft. Hiernächst musste jeder noch ein Stück Feldgerät tragen, Flasche, Kessel, Hacken oder so was, alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte. So waren wir alle fünfmal übereinander kreuzweis über die Brust geschlossen, dass anfangs jeder glaubte, unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enggepresste Montur und eine solche Hundstagshitze, dass mir's manchmal däuchte, ich geh auf glühenden Kohlen, und wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam wie von einem siedenden Kessel. Der Weg führte bekanntlich nach Sachsen gegen das bei Pirna und dem Königstein lagernde sächsische Heer; er wurde in 20 Tagen zurückgelegt. „Bis hieher hat der Herr geholfen!“ war der erste Text unseres Feldpredigers bei Pirna. O ja! dacht' ich, das hat er, und wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an? — Alle Morgen hatten wir die gemessne Ordre erhalten, scharf zu laden; dieses veranlasste unter den ältern Soldaten immer ein Gerede: Heute giebts was! Heute setzts gewiss was ab! Dann schwitzten wir Jungen an allen Fingern, wenn wir irgend bei einem Gebüsch oder Gehölz vorbeimarschierten. Da spitzte jeder stillschweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und seinen Tod und sah, sobald man wieder in's Freie kam, sich rechts und links um, wie er am Schicklichsten entwischen könnte; denn wir Schweizer wenigstens hatten fest im Sinn, keine Bataille abzuwarten, es koste auch was es wolle. Als eine österreichische Armee heranrückte, um die Sachsen zu befreien, kam wieder Ordre aufzubrechen; bei *Lowositz* kam es zur Schlacht.“

„Am Vortage derselben marschierten wir den ganzen Tag und kamen erst des Nachts auf einem Berg an, den ich und meinesgleichen so wenig kannten als ein Blinder. Inzwischen bekamen wir Ordre, hier kein Gezelt aufzuschlagen, auch kein Gewehr niederzulegen, sondern immer mit scharfer Ladung parat zu stehn, weil der Feind in der Nähe sei. Endlich sahen und hörten wir mit anbrechendem Tag unten im Tal gewaltig blitzen und feuern. In dieser bangen Nacht desertierten viele, neben andern auch Bruder Bachmann. Für mich wollt es sich noch nicht schicken, so wohl mir's sonst behagt hätte.“

„Früh Morgens, es war der 1. October 1756, mussten wir uns rangieren und durch ein enges Tälchen gegen dem grossen Tal hinuntermarschieren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine hinunterkamen und zur grossen

Armee stiessen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von Ferne durch den Nebel wie durch einen Flor feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem böhmischen Städtchen Lowositz. Es war kaiserliche Kavallerie, denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dieselbe bei gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um 6 Uhr gieng schon das Donnern der Artillerie sowohl aus unserm Vordertreffen als aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, dass die Kanonenkugeln bis zu unserm Regiment (das im mittlern Treffen stand) durchschnurrten. Bisher hatt ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entweichen, jetzt sah ich keine Ausflucht mehr weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Mut in die Hosen, in den Bauch der Erde hätt ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja Todesblässe, las man bald auf allen Gesichtern, selbst derer, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit gleichseten. Die gelärten Branzfläschchen (wie jeder Soldat eines hat) flogen unter den Kugeln durch die Lüfte, die meisten sofften ihren kleinen Vorrat bis auf den Grund aus, denn da hiess es: Heute braucht es Courage und morgens vielleicht keinen Fusel mehr! Jetzt avanzierten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mussten. Potz Himmel, wie sausten da die Eisenbrocken ob unsern Köpfen weg — fuhren bald vor, bald hinter uns in die Erde, dass Stein und Rasen hoch in die Luft sprang — bald mitten ein, und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhalme wären. Dicht vor uns sahen wir nichts als feindliche Kavallerie, die allerhand Bewegungen machte, sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- und Viereck sich wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsre Kavallerie an, wir machten Lücke und liessen sie vor, auf die feindliche losgalloppieren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie nun einhieben! Allein kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsere Reuterei, von der österreichischen geschlagen und bis nahe unter unsre Kanonen verfolgt, zurücke. Da hätte man das Spektakel sehen sollen! Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andre die ihr Gedärm auf der Erde nachschleppten. Inzwischen stunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen 11 Uhr, ohne dass unser linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zusammentraf, obschon es bereits auf dem rechten sehr hitzig zugieng. Viele meinten, wir müssten noch auf die kaiserlichen Schanzen sturmlaufen. Mir wars schon nicht mehr so bange wie anfangs, obgleich die Feldschlangen Mannschaft zu beiden Seiten neben mir wegraffeten und der Walplatz bereits mit Toten und Verwundeten übersäet war — als mit eins ungefähr um 12 Uhr die Ordre kam, unser Regiment, nebst zwei andern, müssten zurückmarschieren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die gähen Weinberge hinauf, brachen unsre Hüte voll schöne Trauben, assen vor uns her nach Herzenslust, und mir, und denen welche neben mir stunden, kam nichts arges in Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsre Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelerm hörten und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unsre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Pass zwischen Felsen durchgieng, der auf der andern Seite wieder hinunterführte. Sobald nun unsre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, gieng ein entsetzlicher Musketenhagel an, und nun merkten wir erst, wo der Has im Stroh lag. Etliche tausend kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unsrer Armee in den Rücken zu fallen; dies muss unsern Anführern verraten worden sein, und wir mussten ihnen darum zuvorkommen: nur etliche Minuten später, so hätten sie uns die Höhe abgenommen und wir wahrscheinlich den

kürzern gezogen. Nun setzte es ein unbeschreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsre Vordertruppen litten stark; allein die hintern drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten. Da mussten wir über Hügel von Toten und Verwundeten hinstolpern. Alsdann giengs hudri hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern herab in die Ebene. Unsere geborne Preussen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Hast und Hitze wie vertaumelt und, mir weder Furcht noch Schreckens bewusst, schoss ich Eines Schiessens fast alle meine 60 Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich sie am Riemen nachschleppen musste; indessen glaub ich nicht, dass ich eine lebendige Seele traf, sondern alles gieng in die freie Luft. Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowositz postierten sich die Panduren wieder und pülferten tapfer in die Weinberge hinauf, dass noch mancher vor und neben mir ins Gras biss. Preussen und Panduren lagen überall durcheinander, und wo sich einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestossen. Und nun gieng in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausgieng; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zetter- und Mordioegeul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtoten Opfer dieses Tages alle Sinnen betäubte!“

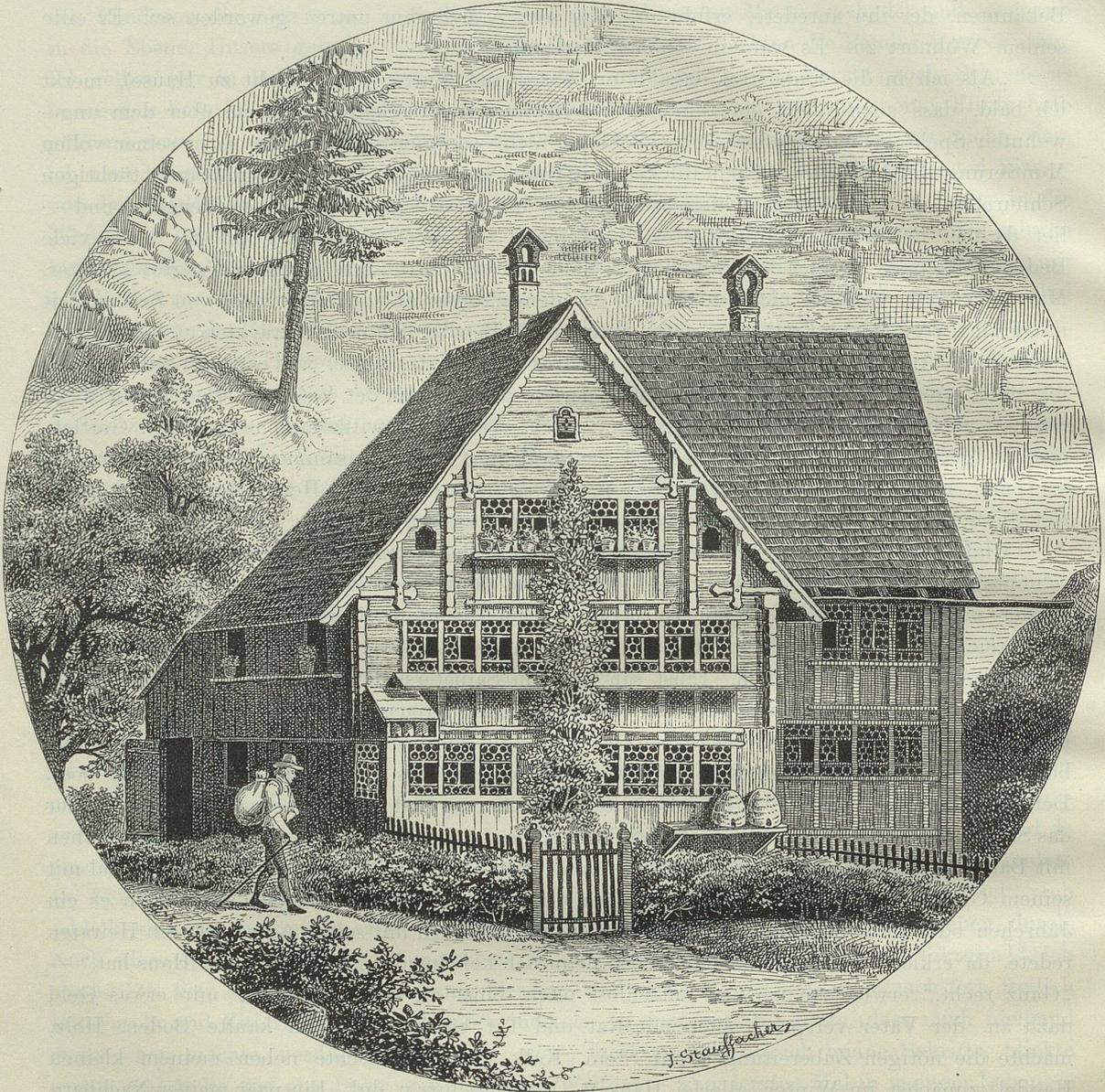
„Um diese Zeit — es mochte ungefähr 3 Uhr sein — da Lowositz schon im Feuer stand, viele hundert Panduren, auf welche unsere Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber losgieng — um diese Zeit war ich freilich nicht der Vorderste, sondern unter dem Nachtrapp noch etwas im Weinberg droben, von denen indessen mancher, wie gesagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere sprang, um seinen Brüdern zu Hilfe zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand und auf die Ebene wie in ein finsternes Donner- und Hagelwetter hineinsah — in diesem Augenblicke deucht es mich Zeit, oder mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich nach allen Seiten um. Vor mir alles Feuer, Rauch und Dampf; hinter mir noch viele nachkommende, auf die Feinde loseilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung, zur Linken Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menschen, Preussen, Panduren, Husaren und von diesen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf diese Seite, dacht ich, sonst ists pur lautere Unmöglichkeit. Ich schlich also mit langsamem Marsch zuerst ein wenig auf die linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preussen bei mir vorbei. „Komm, komm, Bruder, sagten sie, Viktoria!“ Ich rispostierte kein Wort, tat nur ein wenig blessiert, und gieng immer noch allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, dass mich niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, sechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von Weitem — zum letzten Mal in meinem Leben — morden und totschiagen, rannte eines Rennens gerade dem Fluss nach herunter und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen soeben auch etliche kaiserliche Soldaten angestochen, denen ich mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Da nahmen sie mir das Gewehr ab und führten mich ins nächste Dorf und von da ins kaiserliche Hauptlager, wo ich bei 200 andrer preussischer Deserteurs antraf, darunter unsern Bachmann. Jeder bekam darauf einen Dukaten Reisgeld und einen Pass in die Schweiz.“

Am 26. October nahm Uli von Herisau aus den Weg zum letzten Mal unter die Füsse, rannte wie ein Reh über Stock und Stein. Als er Wattwil näher und näher und endlich auf die Anhöhe kam, von welcher er den Kirchturm ganz nahe unter sich erblickte, bewegte sich alles in ihm, und grosse Tränen rollten haufenweis über die Wangen herab. Vom ersten Bekannten, der ihn anredete, erfuhr er, dass sein Änneli ihm untreu geworden sei. Er eilte seinem Wohnort zu. Es war ein schöner Herbstabend.

„Als ich in die Stube trat, erzählt er (Vater und Mutter waren nicht zu Hause), merkt ich bald, dass auch nicht eines meiner Geschwister mich erkannte und sie über dem ungewohnten Spektakel eines preussischen Soldaten nicht wenig erschrakten, der so in seiner vollen Montierung, den Dornister auf dem Rücken, mit 'runter gelassenem Zottlenhut und einem tüchtigen Schnurrbart sie anredete. Die kleinen zitterten, der grösste griff nach einer Heugabel und — lief davon. Endlich kam die Mutter. Ich sprach sie um Nachtherberg an. Sie hatte viele Bedenklichkeiten. Länger konnt ich mich nicht halten, ergriff ihre Hand und sagte: „Mutter, Mutter! kennst du mich nicht mehr?“ O da giengs zuerst an ein lermendes, von Zeit zu Zeit mit Tränen vermengtes Freudengeschrei, dann an ein Bewillkommen, Betrachten und Begucken, Fragen und Antworten, dass es eine Tausendslust war. Jedes sagte, was es getan und geraten, um mich wieder bei ihnen zu haben. Mittlerweile langte auch der Vater an. Dem guten Mann rannten auch Tropfen die Backen herunter: „Ach! willkomm, willkomm, mein Sohn! Gottlob, dass du gesund bist und ich einmal alle meine Zehne wieder beisammen habe. Obschon wir arm sind, giebts doch alleweil Arbeit und Brod.“ Jetzt brannte mein Herz lichterloh und fühlte tief die selige Wonne, so viele Menschen auf einmal zu erfreuen.“

Und nun, was anfangen? Holz zügeln, Baumwollen kämmen, Salpeter sieden. Da gabs schmutzige und zum Teil auch strenge Arbeit und blieb doch Zeit genug übrig, den Geist wieder in die weite Welt fliegen zu lassen. Schon dachte Uli wieder ans Wandern, nach Frankreich, Holland oder Piemont, nur nicht nach Brandenburg. Doch blieb er beim Salpetersieden und — Heiratsgedanken. Einst sah er beim Salpetersieden ein Mädchen so mit einem Amazonengesicht vorbeigehen, das ihm als einem alten Preussen nicht übel gefiel und das er bald nachher auch in der Kirche bemerkte. Er fragte ihr nach und was er von ihr vernahm, behagte ihm ziemlich, einen Kapitalpunkt ausgenommen; es hiess, sie sei verzweifelt böse. Dennoch näherte er sich dem Mädchen, und sein Antrag fiel nicht unerwartet, nur war ihr das Salpetersieden eine zu schmutzige Hantierung, sie riet dem Liebhaber, ein kleines Händelchen mit Baumwollengarn anzufangen. Das geschah. Am 5. April 1759 gieng Uli das erste Mal mit seinem Garn auf St. Gallen und konnte es mit ziemlichem Nutzen absetzen. Nachdem er ein Jährchen oder zwei den Handel getrieben und nun ernstlich mit seiner Amazone vom Heiraten redete, da erklärte sie: „In meinem Leben nehm ich keinen, der nicht sein eigen Haus hat.“ — „Ganz recht,“ erwiederte ich und entschloss mich, eines zu bauen. Sie bot mir etwas Geld dazu an, der Vater versprach auch mit Rat und Tat beizustehen. Ich kaufte Boden, Holz, machte die nötigen Zubereitungen mit Stein, Kalk, Ziegel, pfuschte neben meinem kleinen Handel, zunächst im Winter, allerlei Hausrat, Werkgeschirr u. dgl. Ein paar meiner Nachbarn lächelten mich immer schalkhaft an, so oft ich nur bei ihnen vorübergieng. Andere waren offenerziger und sagten mir's rund ins Gesicht: Ulrich, Ulrich! Du wirst schwerlich aushalten können. Doch wurde das Haus fertig, freilich durch eine Schuldenlast von beinahe 1000 Gulden. Wenige Monat darauf, am 3. November 1761, wurden wir kopuliert. So nahm meine Freiheit ein Ende und das Zanken gleich den ersten Tag seinen Anfang. Ich sollte mich unterwerfen und wollte nicht; sie sollt es auch und wills noch viel minder. Aber das erkannt ich wohl und war

davon überzeugt, dass sie für meine Umstände weitaus die tauglichste war. Meine Vernunft sieht es ein, dass mir keine nützlicher sein konnte, so sehr sich auch ein gewisser Mutwill gegen diese ernste Hofmeisterin (er nennt sie einmal eine Xantippe mit dem Domitiansgesicht)



Wohnhaus an der Hochsteig bei Wattwil.

sträuben will. Wenn also meine Ehe schon nicht unter die glücklichsten gehört, so gehört sie doch gewiss auch nicht unter die unglücklichen. Inzwischen gieng der Handel bald gut, bald schlecht. Bald kam mir ein Nachbar in die Quere und verstümmelte mir meinen schönen Gewerb, bald betrogen mich arge Buben um Baumwolle und Geld, denn ich war gar zu leicht-

gläubig. Ich hatte mir eines der herrlichsten Luftschlösser gemacht, meine Schulden in wenig Jahren zu tilgen; aber die Ausgaben mehrten sich auch von Jahr zu Jahre. Der Haushalt vermehrte sich. Ich bekam wieder das Heimweh nach Geissen; auf der Stelle mussten deren etliche herbeigeschafft sein. Andremal hielt ich eine Kuh, oft zwei oder drei. Ich pflanzte Erdäpfel und Gemüse und probierte alles, wie ich am leichtesten zurechtkommen möchte. Aber ich blieb immer so auf dem alten Fleck stehn, ohne weit vor, doch auch nicht hinterwärts zu rücken.“

Ulrich Bräker hat nicht bloss in seiner häuslichen und geschäftlichen Ökonomie alles probiert, wie er am leichtesten zurechtkommen möchte, und ist doch immer auf dem alten Fleck stehen geblieben — auch in seinem geistigen Leben ist es ihm nicht viel besser gegangen. Und zwar hat er schon sehr früh, schon als Knabe, probiert, durch *Lesen*, durch vieles Lesen vorwärts zu kommen. Schon von seinem Vater heisst es, dass er gern etwas Historisches oder Mystisches gelesen habe. Ihm dem Sohne war, wie vielen Zeitgenossen, die Bibel das Buch, das nicht bloss dem religiösen Bedürfnis entgegenkam, sondern zugleich dem Drange nach Wissen und den Forderungen der Einbildung höchstes Genüge bot. Die übrige Lectüre gieng vorläufig nicht über geringwertige Ware hinaus: mystisch-religiöse Traktätlein, der flüchtige Pater, der Pantli Karrer, erbauliche Schriften von Böhme werden erwähnt. Jetzt da er den eigenen Hausstand besass, fieng das Lesen erst recht an, wie er sich denn u. a. jetzt durch die acht Foliobände der Berlenburger Bibel hindurch arbeitete, eines Werkes, das mystisch-schwärmerischen Bestrebungen zu dienen bestimmt war.

Und nun gesellt sich zu Uli's Lesen das *Schreiben*. Er entschliesst sich, ein Büchlein zum Trost und Heil, wo nicht ganz Toggenburgs, wenigstens seiner Gemeinde zu schreiben oder es zuletzt auch nur seiner Nachkommenschaft — statt des Erbguts zu überlassen. Es war im Jahr 1768, als er dieses Büchlein und zugleich ein *Tagebuch* anfieng, das er von da an regelmässig fortsetzte.

Genau zur selben Zeit schrieb ein Grösserer, ein viel Grösserer, als unser Näbis Uli war, in französischer Sprache seine *Selbstbekenntnisse* nieder. Er war mehr als 20 Jahre älter als unser Toggenburger, einer der berühmtesten Schriftsteller Europens: aber so verschieden die Lebensumstände beider Männer waren, manch ein Zug Rousseaus erinnert doch unverkennbar an den armen Mann im Toggenburg: eine Einbildungskraft, die frühzeitig durch viele und vielerlei Bücher überreizt war, ein träumerischer Hang zur Natur, zum Landleben, zur Einsamkeit; ein ruheloses Gemüt, ein Herz, das mit Leidenschaft sich der Liebe öffnet, eine seltsame Ehe, in der die Gewohnheit das Glück zu ersetzen bestimmt scheint, die Armut des äussern Daseins, die mit Vorliebe andern sich zur Schau stellt; eine eigentümliche Mischung von tief religiösem Gefühl und von moralischem Denken mit auffallender Haltlosigkeit in der besondern praktischen Lebensgestaltung, über und in allem aber ein seltenes Mass von Kraft, Wärme und Beredtsamkeit, mit der das Recht des eigenen Herzens, das Recht der Armut, der kindlichen Unschuld, der *Natur* verteidigt wird.

Und um wenige Jahre später erhielt die deutsche Nation im *Werther* eine von vollendeter Kunst getragene Schrift, in welcher das Schicksal eines Jünglings erzählt war, der, mit einer tiefen, reinen Empfindung begabt, eben dieser zum Opfer fällt, weil er lieber der harten und kalten Welt verachtend den Rücken kehrt, als dass er das Recht und die Unendlichkeit seines Gefühlslebens kleinmütig verleugnen möchte, eines Gefühlslebens, das sich mit gleicher Leidenschaft zur Natur, in der Natur zum Göttlichen, zum All, zum allliebenden Vater hinneigt, wie zur Liebe.

Auf dem Boden Rousseau's und Werthers steht das Gefühlsleben unsers Nabis Uli; auch seine Bedeutung, sein Wert, seine Kraft liegt nicht in dem, was er getan hat, sondern in dem, was er selber gewesen ist, ein Genie, wie jene Zeit solche Erscheinungen hiess, ein Original, ein Narr. Die äussern Umstände fallen hier nicht in erster Linie in Betracht, sondern auf die Beschaffenheit des Herzens, der Empfindung kommt es an. Dass unser Held nie zu einer anerkannten Stellung und Bedeutung als Schriftsteller, Dichter, Redner u. dgl. kam, das liegt weniger in seiner Armut, als in seinem Herzen, dessen Stärke zugleich seine Schwäche war. Andererseits aber kam die Gestaltung seines äussern Daseins, seine Armut, sein Naturleben, sein Geissbubenstand dem Zuge der Zeit geradezu entgegen. Einfalt der Natur und des Hirtenlebens gehört unter die Lieblingsträume des Rousseau'schen Zeitalters, als Kehrseite des, wie man überzeugt war, in sich selber zusammengestürzten Culturlebens. Bei unserm Uli ist das Hirtenleben nicht bloss Traum, sondern Wirklichkeit.

Nun darf aber nicht übersehen werden, dass des armen Mannes Lebensgeschichte oder Geständnisse, wie er sie selber nennt, zu spät erschienen sind, in einer Zeit, wo das Rousseau- und Werther-Fieber bereits überwunden war und unser Lebensbeschreiber selbst die ursprüngliche Stärke und Natürlichkeit seines Empfindungslebens nicht unwesentlich eingebüsst hatte. Es sind die Siebzigerjahre, während welcher die Periode des Sturmes und Dranges ihre höchsten Wellen trieb. Unsers armen Mannes Lebensgeschichte erschien erst 1789, nachdem der Buchhändler Füssli in Zürich durch den Pfarrer in Wattwil auf den „braven Sohn der Natur“ aufmerksam geworden war und sich von ihm die Geschichte seines Herzens und seines Lebens zur Veröffentlichung ausgebeten hatte. Daher kommt es, dass die Jugendgeschichte bis zur Heimkehr aus dem Krieg weitaus der anziehendste Teil des Buches geworden und geblieben ist; sie war ohne Zweifel früher verfasst, als in Uli noch, wenig beirrt von späterer Bildung und Erfahrung, der ursprüngliche lebendige Quell seiner angeborenen Empfindung rauschte. Dass dieses Gemütsleben sich mit der Zeit abschwächte, mitunter auf Abwege geriet, mit dem Verstand in Conflict kam, der doch zu wenig Schulung besass, um Leistungen anderer Art zu genügen; dass er sich, nicht gerade zu seinen Gunsten, in dem Spiegel eines Genies und eines armen Mannes im Toggenburg mehr als nötig gefiel, das alles ist unschwer zu begreifen und zu erklären. Angeborener Sinn für historisches Denken mangelt ihm, wie der Mehrzahl seiner Zeitgenossen. In den Bann und die Schulung eines ihm überlegenen Mannes zu treten, gönnte ihm das Schicksal nicht, und sein unersättlicher Lesetrieb war auch nicht dazu angetan, eine organische Bildung höherer Art in ihm aufzubauen. Dennoch mangelt es auch der zweiten Hälfte seiner Lebensbeschreibung und den Tagebuchblättern nicht an Zügen, die geeignet und wert sind, das Bild des Mannes, wie es uns bis jetzt mehr als Bild des Knaben und Jünglings entgegengetreten ist, zu vervollständigen.

Von äussern Lebensumständen bleibt freilich nicht viel zu berichten. Das Haus, das er selber gebaut, bleibt von da an sein Wohnhaus und wird sein Sterbehaus; es brannte im Jahr 1836 ab. Von 7 Kindern haben den Vater 4 überlebt. An Stelle des Garnhandels errichtete er eine Baumwollentüchlerei, zuletzt eine kleine Indienne- und Nastücherdruckerei, die aber ebenfalls nicht prosperierte.

Ein Preis, den ihm die „moralische Gesellschaft zu Lichtensteig“ für die Lösung einer Preisfrage über den Baumwollengewerb und den Credit zukommen liess, war Veranlassung, dass Bräker Mitglied der Gesellschaft wurde und sich dadurch in den Stand gesetzt sah, seinem Bildungs- und Lesetrieb noch bequemer nachzuhängen. Er hat eine erstaunliche Menge von Büchern gelesen und ihrer viele schriftlich ausgezogen; er kennt Rousseau und Goethe,

Haller, und Lavater, Möser, Zimmermann, Jung Stilling, Klopstock, Hirzels philosophischen Bauer, den englischen Zuschauer u. v. a. In seinem handschriftlichen Nachlass hat sich ein Büchlein erhalten, das Betrachtungen über Shakespeare und dessen sämtliche Dramen enthält, ein merkwürdiges Zeugnis von der Aufnahme, die der neuentdeckte englische Genius auf deutschem Boden und in deutschem Gemüte gefunden hat.

Weitaus den meisten Platz nehmen in den Tagebüchern die Naturbetrachtungen ein. Es ist, als ob des armen Mannes Gemüt, wie sein Körper, von dem Tageslicht und der Sonne abhängig sei, wie eine Blume, die dem aufgehenden Tagesgestirn entgegen ihren Kelch zu öffnen pflegt. Mit der Wintersonnenwende beginnt sein Herz, das unter der kalten Eisdecke immer verdüstert ist, der kommenden Sonne sich freudig entgegenzusehen und entgegenzujubeln. Jeder Frühlingsmonat vom Januar an steigert seine Hoffnung, und den Mai hat er stets wie eine liebende Braut den Bräutigam erwartet und aufgenommen. Möglich, dass er in dieser Empfindung mehr Mass gehalten hätte, wäre er eben nicht der arme Mann gewesen, dem allein die liebe Sonne oder dann der volle Mond ihre Freude unentgeltlich in Garten, Feld und Kammer trug.

„Nun, da bin ich wieder, heisst es im Tagebuche vom 22. August 1782, bei meinem lieben Büchlein — mir ist um und um wohl — bei meiner Nachtlampe — möchte etwas schreiben — und weiss nicht was. Der Himmel ist so hell — der holde Mond — so rund — so voll — walzt und drengt sich so still und ruhig vor meinen Fenstern durch die Bäume durch. — Die liebe helle Nacht — so warm — so still und einsam — dass ich mit den Nacht-eulen herumflattern möchte — aber nicht wie ehemals in der rasenden Jugend! — Nein, nein, der helle Himmel — das sanfte Nachtlüftgen — das Spiegeln des hellen Monds in der ruhig fortrollenden Thur — die immer und endlos durch ihr schimmerndes Tal herunter schleicht — hie und da sanft unter Erlen durch — dort in einem Winkel sich drengt und purzelt — hie an einem Felsen anprütscht und sanfterschende Wellen zurückschlägt — dort — eine stille Seetiefe — mit Wirbeln — dann wieder so lauter und grade fortwalzet bis ins alles verschlingende Meer — welch ein Bild! — O, so eine helle Vollmondsnacht — über mir der gute, freundliche Himmel, unter mir das stille, ruhige Tal — so schien mir der Mond in Berlin — da ich ratlos unterm Fenster lag — und Vaterland, Schweizerland, Toggenburg, mir lauter heilige Wörter, seufzte. — So schien mir der Mond bei Pirna im Lager — wo ich zwischen Leben und Tod rang — Forcht und Hoffnung meine Seele durchwühlten. — Und so schien er mir wieder, als ich wieder meine Vaterlandserde küsste.“

Und an einer andern Stelle: „Mir bist du heilig, liebe Mutter Erde! Vierzig Jahre hast du mich schon genährt und täglich mit deinen Reizen vergnügt und entzückt. Darum ehr' ich auch alle deine Kinder und freue mich selbst der geringfügigsten derselben. Aber eben so sehr lüstet mich's, — ach nicht zu spät! — einmal in deinem Schoosse von alle meinem mühsamen Herumstoffeln auszuruhn.“ Ulrich Bräker fand seine letzte Ruhe am 11. September 1798; er hatte sein Leben auf 63 Jahre gebracht.

„Nun, in Gottes Namen, nackt bin ich von Mutterleib kommen“, hatte er einst geschrieben, „nackt werd ich wieder dort in die Gruft wandern und von allem Weltplunder nichts mitnehmen, als etwa ein altes Leilachen, mich in Charons Nachen vor Wend (!) und Wetter zu schützen. Dann teile immer deine Schätze, alte, für mich verrostete Welt! Meine Schulden kannst du bezahlen oder eintreiben, nach deinem Belieben. Ich werde von oben dem Kinderspiel ruhig zusehen.“

Den Illustrationen, die der historische Verein diesmal sämmtlich dem Herrn *J. Stauffacher* verdankt, lagen als Originalien vor: für das Porträt ein im Gemeindehause zu Wattwil liegendes Oelbild, für das Geburtshaus und für Dreischlatt Photographien, deren Aufnahme wir der Gefälligkeit des Herrn *Traugott Schobinger* verdanken, für das Wohnhaus eine in Privatbesitz befindliche Zeichnung von *J. Jakob Aschmann*.

